



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Dithmar, Theodor: Volksbühne auf dem Lande

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

gefaßt, nähert sich der Beruf des Publizisten wiederum dem priesterlichen, von dem ich ausgegangen und nach Ansicht meiner frühern Amtsbrüder abgefallen bin. Der vermeintliche Abfall ist aber nur eine Rückkehr zur ursprünglichen Idee des Priestertums, wonach dieses nicht von einem Standesinteresse erfüllt, sondern, mit dem Propheten- und Apostelamt verschmolzen, nur der Verbreitung jener notwendigen Wahrheiten gewidmet sein soll, die die Menschen unter einander und mit dem die Weltgeschichte leitenden Geiste zu einer lebensvollen Einheit verbinden.



Volksbühne auf dem Lande



ine wichtige Frage ist für jeden Geistlichen die, wie er Einfluß auf die Jugend gewinnen kann. Mit der Konfirmation entgleiten die jungen Leute oft jeder Zucht, sie geraten in ein wildes Treiben voll Sinnenlust und Ausschweifung und werden empfänglich für jede Art der Verführung. In frühern Zeiten konnte man ja schließlich ruhig warten, bis sie von selbst zur Vernunft kamen, denn der Gemeindeggeist war stark genug, sie wieder zur Ordnung zu bringen. In unsrer Zeit aber, die jegliche Autorität ins Wanken gebracht hat und so unermüdlich im Niederreißen ist, ist ruhiges Zusehen und Abwarten nicht mehr am Platze. Es sind denn auch schon die allerverschiedensten Versuche gemacht worden, in der Jugend einen andern Geist zu pflegen. Aber wenn jemand alle die fehlgeschlagenen Versuche zusammenstellen könnte, es gäbe ein trauriges Bild. Als Neustes sind die christlichen Bestrebungsvereine*) auf dem Plan, aber nur wenig Geistliche und noch weniger Gemeinden können sich dafür erwärmen. So hoch man auch die Energie, die in diesen Vereinen zu Tage tritt, anerkennen muß, so ist doch für die große Masse davon kein Erfolg zu hoffen.

Die Jugend hat kein Verständnis für solche Bestrebungen. Die Jugend muß Jugend bleiben, voll Frohmut und Lebenslust. In ihr stürmt und drängt, gährt und treibt es. Wollen wir das Feuer schelten, daß es brennt? Was kann die Jugend dafür, wenn sie nicht geleitet wird und darum in falsche Bahnen gerät? oder wenn sie auf Wege gewiesen wird, die sie nicht gehen

*) Vereine amerikanischen Ursprungs, die „erweckte“ oder „bekehrte“ Jünglinge sammeln wollen.

will? Was haben denn auf dem Lande die jungen Leute, woran sie sich begeistern und in herzerfreuender Weise ihre Kraft bethätigen könnten? Nichts, gar nichts; es bleibt bloß das Altgewohnte: Tanz, Wirtshaus, Karten, Spinnstube. Daß damit keine Veredlung des Denkens und Wollens gewonnen werden kann, liegt auf der Hand. Aber es kann auch nichts Bessereres geben, als der Jugend diese Belustigungen verbieten oder ihr die Teilnahme daran als Sünde anrechnen zu wollen. Was sollen denn auch die jungen Leute anfangen, namentlich im Winter, wo die Beschäftigung zum großen Teile ruht? Womit sollen sie sich unterhalten?

Wer die Jugend gewinnen will, darf ihr nicht das Recht auf Freude nehmen wollen; sonst ist das Vertrauen sofort verschwunden. Die Jugend muß vor allem das Gefühl gewinnen, daß man es ihr gönnt, wenn sie fröhlich ist; dann versteht sie es auch recht wohl, daß man Ekel und Widerwillen gegen alle Ausschreitungen hat und dagegen ankämpfen muß; sie läßt sich dann auch strafen. Aber damit wird noch nichts gebessert, es bleibt alles beim alten, wenn es nicht gelingt, sie mit andern Gedanken zu füllen. Ihre ganze Denkweise muß allmählich umgestaltet werden, daß sie Interesse für höhere Gegenstände gewinnt, bis durch langsame Erziehungsarbeit ein neues Geschlecht heranwächst. Fortbildungsschulen können dazu viel nutzen, wenn sie in dem rechten Geiste geleitet werden. Ganz besonders aber ist es die Aufgabe des Geistlichen, hier mitzuhelfen und die träge Masse in Bewegung zu bringen. Was soll nun geschehen, damit die Jugend geistig lebendig werde?

Ich habe zunächst keinen Verein gegründet, sondern die konfirmierten Burschen eingeladen, mit mir regelmäßig am Sonntag nachmittag oder abend gemütlich zusammenzukommen, und zwar in einem besondern Zimmer des einen Wirtshauses. Gefährlich, nicht wahr? die Jugend ins Wirtshaus zu locken! Aber ich sagte mir mit Recht, fein Glas Bier trinkt doch jeder am Sonntag, und wenn sie der eigentlichen Wirtshausatmosphäre ferngehalten werden, umso besser! Außerdem aber lag nun für die Unbemittelten die Möglichkeit vor, mit ihren Kameraden zusammenzubleiben, ohne der Nötigung ausgesetzt zu sein, Geld auszugeben. Mit Erzählen, Vorlesen, Vorträgen, Spielen, Unterhaltung, Gesang flossen die Stunden dahin. Ich legte ein paar illustrierte Zeitungen aus, die stets gern betrachtet wurden. Namentlich aber suchte ich den einzelnen näherzutreten und ihr Vertrauen zu gewinnen. Für die, die Lust hatten, weiterzuarbeiten, richtete ich noch einen zweiten Abend in der Woche ein, bis eine Fortbildungsschule mir diesen Teil der Arbeit abnehmen konnte.

Wo bleibt aber die Volksbühne? Sie kommt schon: diese zwanglosen, durchaus freiwilligen Zusammenkünfte führten mich eben zu meiner Volksbühne. Sehr viele Jünglingsvereine sterben bekanntlich an der langen Weile. Deshalb bemühte ich mich, eine Beschäftigung herauszufinden, an der die jungen Leute

Gefallen hätten, und die zugleich allgemeinen Nutzen stiften könnte. Da nahte Kaisers Geburtstag, und ich beschloß, einen Familienabend zu veranstalten, wobei mir die Burschen helfen sollten. Damit hatte ich gefunden, was ich suchte. Die kleinen Deklamationen, die Dialoge und Festspielchen, die sie diesmal und später bei andern Gelegenheiten vortragen durften, bereiteten ihnen und der Gemeinde großes Vergnügen; und was mir sehr wichtig war: schon wochenlang vorher waren ihre Gedanken ganz darauf gerichtet und ebenso noch wochenlang nachher. Sie hatten doch einmal einen andern Gesprächsstoff, ein andres Interesse. Es ehrte sie auch, vor der Gemeinde aufzutreten zu sein; und hatten sie vorher einigen Spott erduldet, daß sie „zum Pastor gingen,“ so wurden sie nun stolz darauf und sehnten sich darnach, auch größeres zu leisten.

Die Gelegenheit sollte nicht ausbleiben. Das Jahr 1894 brachte die Gustav-Adolf-Gedenkfeste, und wir beschloßen, auch für unsre Gemeinde eine zu veranstalten. Festspiele, große und kleine, entstanden damals in Menge; aber für unsre Verhältnisse paßten sie alle nicht. Wie sollte ein Bauernbursche oder ein Schmiedegeselle den großen Glaubenshelden darstellen? Man kann von Leuten, deren ganzes Empfinden so völlig naturwüchsig ist, nicht erwarten, daß sie sich in würdiger Weise in eine große Leidenschaft hineinversetzen. Gustav Adolf selbst auf die Bühne zu bringen, war unmöglich. Aber gab es keinen Ausweg? Doch, ich fand ihn. Was die Leute wiedergeben konnten, war ihr eignes Fühlen, sie konnten sich auch recht wohl hineinversetzen in die Stimmung, die im dreißigjährigen Kriege etwa ihre Urgroßväter beseelt hatte. Darum machte ich mich an die Arbeit und schilderte in einem Festspiele die Zustände, die in unsrer Gemeinde zu jener Zeit geherrscht, und flocht die Wirkung hinein, die der Siegeslauf und der Tod des Schwedenkönigs ausgeübt haben mochten.

Das Interesse an dieser Aufführung war in der Gemeinde außerordentlich groß, fühlten sie sich doch lebhaft hineinversetzt in die Drangsale jener Zeit; zerfallne Burgen, verbrannte Dörfer entstanden vor ihren Augen und belebten sich wieder. Was aber auf der Bühne dargestellt wurde, konnten sie alle im Geiste miterleben, denn nicht eine fremde Welt redete zu ihnen, sondern die eigne Heimat, die Geschichte der Gemeinde. Es war kein großes Kunstwerk, das dargestellt wurde, und es waren nichts weniger als Künstler, die dabei auftraten, und doch bin ich noch heute der Überzeugung: die Bedeutung Gustav Adolfs ist den Leuten klarer geworden, und seine Person ist ihnen näher getreten, als wenn ich sie in eine großartige Theatervorstellung geführt hätte.

In ähnlicher Weise gab ich ihnen später die Einführung der Reformation, das erwachende Glaubensleben der Gemeinde selbst, dann führte ich sie in die Gründung einer benachbarten Lugenottengemeinde und in die Drangsale der Verfolgung hinein u. a. Wir erzählen unsern Gemeinden so viel von der Reformation, aber sich recht hineinversetzen in jene Zeit, das können sie doch

nicht. Erst wenn die Wirklichkeit einmal in lebendigen Bildern, in Fleisch und Blut vor sie hingestellt wird, erhalten sie einen bleibenden Eindruck.

Aber kann denn das wirklich Sache des Geistlichen sein? Nun, in den Augen der Gemeindeglieder hat mir diese Arbeit nicht geschadet; ich habe es lebhaft gefühlt, man war mir dafür dankbar, daß ich die jungen Leute zu geistiger Beschäftigung nötigte und ihre Gedanken von Schlechtem ablenkte. Durch das häufige ganz vertraute Zusammensein mit den Burschen gewann ich auch ihre Herzen, wie ich sie sonst nie gewonnen hätte; ich hatte Gelegenheit, mir alles vom Herzen herunterzureden, ich konnte Winke und Warnungen geben, Rat und Beistand gewähren. Vielleicht finden es andre schöner und heilsamer, wenn den Geistlichen ein heiliger Dunstkreis umgiebt, sodaß sich ihm niemand zu nahen wagt, daß in seiner Gegenwart jedes Wort erstirbt und nur der eine Wunsch da ist: Wäre er nur erst wieder draußen! Ich will auch gewiß niemand zumuten, es mir nachzumachen, es gehört Lust und Liebe dazu. Aber ich glaube doch, daß eine Volksbühne auf dem Lande viel Gutes stiften kann. Wie eigentümlich ist es doch: auf den Gymnasien muß der Schüler seine Bildung, seine ganze Gedankenwelt vorzugsweise an unsern Klassikern, besonders am Drama bereichern. Man setzt also doch voraus, daß das Schauspiel ganz besonders geeignet sei, den Menschen zu erheben und sein geistiges Leben zu fördern. Und nachher — welcher Gegensatz! Schweigend sieht man zu, wie zweifelhafte Lustspiele überall die Phantasie vergiften; man duldet, daß Tingeltangel und noch Schlimmeres auch die Landgemeinden überschwemmen. Aber daß durch Schau- und Festspiele sittliche Ideen verbreitet werden, dazu rührt sich kaum eine Hand. Das wäre nichts fürs Land? Warum denn nicht? Sind etwa zu viel Schwierigkeiten da? Die Hauptschwierigkeit besteht darin, daß es an geeigneten Stücken fehlt und es sehr schwer ist, Material zu finden, das sich verwerten ließe. Hier und da haben sich Lehrer die Mühe gemacht, den Kindern Weihnachtsspiele u. dergl. mit Deklamationen und Gesang einzüben. Gar mancher Lehrer wird auch gern hilfreiche Hand bieten, daß öfter ein gutes Volksstück aufgeführt wird. Aber es müßten vor allem Männer dasein, die solche Stücke schreiben, die sich für Landgemeinden eignen.

Alle andern Schwierigkeiten lassen sich überwinden. Spieler sind in jeder Gemeinde genug, und je öfter die Volksbühne in Thätigkeit tritt, desto leistungsfähiger werden sie. Ich habe schließlich stets für zwanzig Personen Rollen schaffen müssen, denn jeder wollte mitspielen, und wenn es auch nur ein paar Worte waren, die er zu sprechen hatte. Oft merkte ich, wenn ich mit Ausarbeiten fertig war, noch bei so manchem das wehmütige Verlangen, auch mitzuthun, sodaß ich noch ein kleines Vor- oder Nachspiel hinzufügen mußte.

Die Spieler sind zunächst rohe, unbehauene Blöcke; Klöße von einer Schwerfälligkeit, daß man es für unmöglich hält, etwas mit ihnen anzufangen. Aber das „Komödienspielen“ liegt in der menschlichen Natur, und sie finden

sich oft überraschend schnell in ihre Aufgabe; es müssen nur auch Rollen sein, die für sie passen, und die ihrer Denkweise nahe liegen. Selbstverständlich darf man nicht zu hohe Erwartungen hegen. Übrigens trug ein Posaunenchor, der unter den Mitgliedern gegründet wurde, durch Begleitung der Lieder und Einzelvorträge prächtig zum Gelingen des Ganzen bei.

Aber woher eine Bühne bekommen? War unsre Einrichtung überhaupt eine Bühne zu nennen? Es kommt ja nicht selten vor, daß ein Gesangs- oder auch Kriegerverein im Dorf eine Bühne hat, in meiner Gemeinde war das nicht der Fall. Da wir auch keine Geldmittel hatten, mußten wir uns anderweit helfen. Solange wir uns mit kleinen Aufführungen begnügten, that uns ein altes Scheunenthor, das über Böcke gelegt wurde, gute Dienste. Vorhang, Kulissen usw. gab es nicht. Die Spieler traten aus der Thür eines anstoßenden Zimmers vor die Zuschauer auf das Scheunenthor, dessen Verfertiger sich wohl nicht hat träumen lassen, zu welchem Kulturträger diese Bretter einmal werden sollten. Ebenso primitiv waren die Kostüme, aber die Begeisterung hob alle über die mangelhaften Einrichtungen hinweg. Als es sich aber um die Aufführung des „Schwedenkönigs“ handelte, sah ich mich doch nach einer bessern Gelegenheit um. Da entdeckte ich im Saale eines andern Wirtshauses eine Musikantenbühne, die mir gewaltig imponirte. Sie bildete einen Anbau des Saales, und dahinter lag ein zur Garderobe sehr geeignetes Zimmer. Freilich, viel Raum war nicht da, die Bühne war etwa anderthalb Meter breit und kaum drei Meter lang, vorn war eine Brüstung, die die Spieler bis über die Kniee verdeckte, und die handelnden Personen hatten alle Ursache, in der Handhabung von Mordwaffen vorsichtig zu sein. Ich hatte einmal die Unvorsichtigkeit begangen, einen jungen Schmied von ansehnlicher Körperlänge auf einen Thron (es war ein Lehnstuhl) zu setzen; im Zorn mußte er heftig aufspringen, o weh! wie da der Kopf an die Decke krachte! Unangenehm war auch, daß nur ein Ausgang da war und also alle Spieler auf derselben Seite auf- und abtreten mußten. Darauf mußte natürlich bei der Abfassung des Stückes Rücksicht genommen werden. Trotzdem brachten wir es fertig, im Vorspiel zum Schwedenkönig sogar die „weiße Frau,“ die in der Gegend spukte, erscheinen zu lassen. Wir nahmen ein Brett aus dem Fußboden, in die Öffnung wurde eine kleine Treppe gestellt, und wie ein echter Spuk tauchte plötzlich die „weiße Frau“ aus der Versenkung. Die Erscheinung wirkte auf das empfängliche Publikum großartig. Aber auch den Vorhang darf ich nicht vergessen. Anfangs war keiner da, nun aber brauchten wir doch einen. Als Notbehelf wurde ein großes weißes Laken an einer Stange befestigt, und diese an zwei starken Haken aufgehängt. Auf das Klingelzeichen nahm der eigens dazu angestellte längste Mann den Vorhang ab und enthüllte die Bühne. Aber das gefiel uns nicht. Bei einem Besuche in der Gemeinde blieb mein Auge an den großen Gardinen hängen, die die in der Wohnstube stehenden

breiten Betten umhüllten. Heureka! rief ich aus, und es ging an die Arbeit! Es wurde eine dünne Eisenstange beim Schlosser geborgt, die wurde über der Bühnenöffnung angebracht; dann wurden soviel Bettvorhänge, als nötig waren, in zwei Shawls zusammengenäht, durch die daran befindlichen Ringe Fäden gezogen und durch die Eisenstange geleitet. An jedes Ende wurde ein Schulknabe gestellt (sie stritten sich um die Ehre), im entscheidenden Augenblick zogen sie die Schnuren an und teilten so den Vorhang.

Ich wollte mit diesen Kleinigkeiten nur zeigen, daß ich die Schwierigkeiten, die zu überwinden sind, aus eigener Erfahrung kenne. Aber ich habe mich dieser Mühe gern unterzogen, weil ich der Überzeugung bin, daß durch eine Volksbühne auf dem Lande viel Gutes gestiftet werden kann. Geben wir dem Volke gute Speise, so greift es nicht nach giftigen Bissen. Hier liegt eine große Aufgabe. Wollte Gott, es fühlten sich viele berufen, thatkräftig mitzuarbeiten.

Schmalkalden

Theodor Dithmar



Karl Pfannschmidt



Karl Pfannschmidt lebte über vierzig Jahre bis an seinen Tod (1887) als geschätzter Maler von Kirchenbildern in Berlin, nebenbei bemerkt, immer in derselben Mietwohnung, während eines Zeitraums, der doch über die Stadt die größten Veränderungen gebracht hat, und mit einer Familie, aus der nicht weniger als neun Kinder selbständig und tüchtig ins Leben hinausgegangen sind. Die Mittel dazu mußten durch die Arbeit seiner Hand aufgebracht werden, denn er war einst völlig mittellos als fünfzehnjähriger Knabe aus seiner Heimatstadt, Mühlhausen in Thüringen, in Berlin eingezogen (1835), und nach längerem Wandern kehrte er 1846 als Meister dahin zurück, seit 1858 hatte er eine Professur an der Akademie inne. Die Aufgabe, die ihm das Leben gestellt hatte, war nicht leicht, aber sie wurde glücklich vollbracht. Für die Kraft, die das zu leisten hatte, bedeutet es umso mehr, als seine Kunst nicht mit der Zeit ging. Er wurde zu den Schülern von Cornelius gerechnet, unter dem er 1842 bis 1844 an den Freskomalereien in der Vorhalle des Alten Museums thätig gewesen war. Weniger herbe und kräftig als sein Meister, stand er mit seinem sanfteren Schönheitsideal Overbeck näher und pflegte, als der geschmeidigere und vielseitige Kaulbach mit seinen bunten Historien schnell verrauschende Triumphe feierte, ausschließlich das religiöse Bild weiter, und zwar bis in sein letztes Jahr mit derselben Frische und einem auch äußerlich immer mehr steigenden Erfolg. Er sah sich im Gegensatz zu Cornelius als den Vertreter einer protestantischen Kirchenmalerei an, er wollte nur biblische Bilder in evangelischer Auffassung, keine Madonnen und Heiligengeschichten malen und trat öfter von Aufgaben zurück, weil sie etwas von ihm forderten, was er für katholisch hielt. So hat er viele